

## Wie ich es sehe.

Von Frau M. F.

Sei stark — wirf's in die Welt! —

In der Schule schwärmten alle Mädchen für den Literaturlehrer — ich nicht. Mir verursachte die französische Lehrerin Herzklopfen. Sie war nur für ein Jahr engagiert, während dieser Zeit stürzte ich mich mit Feuereifer auf's Französische. Als sie die Stadt verliess, ward mir so jämmerlich und elend zu Mute, dass ich selbst nichts mit mir anzufangen wusste. Dann kam lange Zeit nichts. Ich wuchs, das war Alles. — Zunächst belebte mich wieder eine Lehrerin. Diesmal war's eine Engländerin, die zu uns ins Haus genommen war. Ich zählte etwa 14 Jahre. Miss Mary weckte alle weichen, zärtlichen Regungen in meinem Herzen. Es gab keine willigere Schülerin, keine, die eifriger war, keine, die schnellere Fortschritte machte. Allmählich lebte ich nur durch die selbst noch junge, blonde Fremde, die sich ebenfalls in heisser Sympathie mir zuneigte. Wir lasen Elise Polko's „Musikalische Märchen“ und der Himmel hing uns voller Geigen. Nach zwei Jahren hiess es: Scheiden.

Ich glaube, gemeinhin unterschätzt man die Leidenschaftlichkeit eines Kindes. Wenn ich jetzt zurückschaue, wie ich damals durch die Wälder stürmte, so empfinde ich förmliches Mitleid ob der zuokenden Herzschnitte, die die arme Kleine in Not und Verzweiflung jagten.

Wieder folgte eine Weile nichts. Die sogenannten „Verehrer“ kamen mir immer nur komisch vor. Dann

heiratete ich mit 17 Jahren. Ich glaube, ich galt für ein herziges Ding, dem man leicht gut sein konnte. Wir waren viele Kinder daheim, vom „Beruf“ war zu jener Zeit bei Mädchen noch kaum die Rede, also fort mit ihnen. Trotz aller elterlichen Liebe war jedes doch ein Esser mehr im Hause. — Wenn mein Bräutigam nicht zärtlich, war ich ganz zufrieden, sollte doch meine Ehe die Brücke zu einem Wiedersehen mit Miss Mary bilden. Das liess mir Alles in rosigem Schimmer erscheinen. — Meine geistige Entwicklung nahm, so weit ich mich zurück erinnere, zu jener Zeit keine grossen Wandlungen an. Ich war immer noch nicht ich selbst geworden, aber ich litt nicht etwa tief unter der dicken Decke fremder Farbe, die an mir klebte. Ich war Gattin und Mutter und — nichts, — trotz alledem.

Jahrelang hatte ich die Engländerin nicht gesehen, als mir eine Oesterreicherin begegnete, ein Geschöpf, das in Allem scheinbar das strikteste Gegenteil von mir. Alles trennte uns: Sie die Kraft, ich die Weichheit; sie rücksichtslos bis zur Brutalität, wenn es galt, sich durchzusetzen, ich schwach bis zur Feigheit in dem gleichen Falle. Nichts schien uns zu vereinen: Sie blauemstammend, ich Jüdin. Dennoch war etwas von Anbeginn stärker als alle Schranken. Wir begegneten uns auf rein geistigem Felde und wurden zur Notwendigkeit Eine für die Andere. Ich wusste nicht, dass leidenschaftliche Freundschaft so einschneidend in ein Leben eingreifen konnte.

Nur wenige Wochen blieben wir vereint, dann begann ein Briefwechsel, der an Eigenart durch Jahre hinaus nichts zu wünschen übrig liess. Meiner Freundin Feder trug Alles zu mir, was auf literarischem Gebiete, in Politik, in Kunst und Wissenschaft sich ereignete. Zärtlichkeitsausbrüche ihrerseits existierten kaum. „Du bist da und mein Geschöpf“, das schien ihr so selbstverständlich,

dass nie daran gerüttelt wurde. — Was ich ihr zu sagen hatte, war stets in eine Hülle zarter Hingebung gekleidet. Anfangs wusste ich manchmal gar nicht, was schreiben. Aber nach und nach gewann mein Geist Kraft, meine Seele Flügel, meine Brust weitete sich, meinem Auge erglänzte allmählich eine neue Welt. — Jahre kamen und gingen. Die Kunst umschlang uns mit stärkstem Bande, ich stets bereit, den Regungen ihrer Künstlerseele nachzuspüren, ihre Leiden zu tragen, ihre Erfolge zu bejubeln. So gewann, was zuerst Anempfindung gewesen, eigenes Leben. Keime, die brach gelegen, begannen kraftvoll in mir zu spriessen. Freuden und Leiden lehrte sie mich kennen.

Sonderbar blieb es, dass meiner Freundin Anwesenheit für mich durchaus nie eitel Sonnenschein brachte. Im Gegenteil. Trotz der Freude, sie einige Tage oder Wochen um mich zu wissen, zuckten meine Nerven gerade dann in unbegreiflicher Rebellion — entweder ich weinte oder ausgelassene Heiterkeit umfing mich. Ich wusste mich nicht Herr dieser rätselhaften Stimmungen. Erst getrennt von ihr erstarkte wieder meine Kraft.

Einmal, als wir wieder nach kurzem Beisammensein schieden, schlenderte ich, da mein Zug erst etliche Stunden später fällig, durch die Strassen Leipzigs. Der Abschied lag mir dumpf und bleiern in den Gliedern, gleichzeitig fühlte ich mich unbefriedigt — leer — einsam. Vor einem Buchladen blieb ich stehen. Mein Auge streifte die Titel der Bücher. „Die Enterbten des Liebesglückes“, was hiess das? Magnetisch zogen mich die Worte an, deren Bedeutung mir vollständig rätselhaft. Dunkel dämmerte etwas in mir auf, dass mich, gerade mich eben dieses Buch interessieren müsse. Sollte ich es kaufen? Ich schwankte. Eigentlich graute mir vor dem unbekanntem Inhalt, und doch — und dennoch — zitternd hielt ich es in Händen — zitternd, als ob mein

Todesurteil fallen sollte, durchflog ich die Seiten — eilte zur Bahn, riss die Blätter mitten durch und warf sie aus dem Zuge. Am liebsten wäre ich ihnen nachgesprungen. Ein wirres, verworrenes Bild war mir in die Seele geglitten, etwas von „in Wahnsinn enden oder von Selbstmord“ hatte ich behalten. Ich war damals 32 Jahre alt. Der Abschied, die sommerliche Glut hatten meine Nerven ohnehin gepeinigt — dies, vereint mit den Eindrücken des Buches, warf mich auf's Krankenlager. Sterben — schien mir nach der Enthüllung das letzte Glück, die einzige Lösung. Ja, ich wollte sterben — aber — ich starb nicht. Fortgesetzt schüttelte mich wirres Entsetzen, dem mein Verstand thatsächlich leicht zum Opfer hätte fallen können. Dennoch genas ich. Wie ein dunkler Traum entschwand das Buch, an das mich äusserlich nichts erinnerte, meinem Gedächtnis. Anfangs hatte ich wohl versucht, die Freundin aufzugeben, als ich aber der den Zusammenhang nicht Ahnenden etwas vom „Aufhören und Ende machen“ schrieb, lachte sie mich einfach aus. So blieb Alles beim Alten. Bald nachher erglühte sie für einen Mann. Ich litt alle Martern der Eifersucht, obgleich ich überzeugt war, der Grösse meines Empfindens würde kein Mensch stand halten, Niemand könne je den Spuren ihres Geistes folgen gleich mir. — Leise und allmählich vollzog sich in mir dann die Wandlung, voll und ganz erfuhr ich das: „Ich suchte Dich und hatte mich gefunden.“ — Mich — mich — voll zagen Staunens, starr fühlte ich mein Königthum. Alles war aufgegangen, jedes Samenkorn, ihrem Einfluss entsprossen, trug Frucht. Und wonnevoll dehnte ich die Glieder. Nichts mehr von qualvollen Schauern — von Angst und Pein. Meine tief innerste Veranlagung, die Alles, was das Dasein mir an Werden und Wachsen beschied, vom Weibe, von Wesen des eigenen Geschlechtes empfangen, schreckte mich nimmer

Eine fast selige Gewissheit überkam mich: Ich unterschied so viel seelische Hoheit und Lauterkeit in meinen Empfindungen, dass ich lächelnd auf all' den Schlamm und Schmutz sah, den das Leben fast überall bereit hält. — — —

Ich bin keiner Lebenswerte verlustig gegangen. Im Gegenteil. Eine vielseitige, schattierungsreiche geistige Sympathie bringt der hochstehende Mann mir entgegen. Ich lehrte unbewusst Viele, dass eine Seele lieben tiefen Zauber einschliesst. Meine Freunde haben mich nötig: Ich teile ihre Interessen, eine schöne freiere Form waltet im Verhältnis von mir zu ihnen, ja die wundersame Nuance sympathischer Gefühle, die der Franzose so ausgezeichnet „l'amitie amoureuse“ bezeichnet, löst meine Wesensart sichtlich oft im Manne aus, eine besondere Melodie schwingt zwischen ihm und mir. Und eine besondere Melodie erklingt in der Stille meiner Seele: Alle feinen, zarten Sensationen, die die Freundin mir gegeben, verdichten sich mir zur Schaffenskraft — die Ekstasen meiner Brust nehmen Form und Gestalt an; aus der Vergeistigung der Triebe strömt mir ein silberner klarer Quell, sprudeln mir Leidenschaft und Glut, meine Ausnahmsseele hebt mich aufwärts, über Leiden und Qualen hinweg; so ist ein Talent gezeugt und in Wonneschauern geboren.

